

In bester Form : das vierte Journal von Paul Nizon

Autor(en): **Jensen, Marcus**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **88 (2008)**

Heft 961

PDF erstellt am: **20.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-168042>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Baumgart, der damals Lektor bei Piper war, einen Brief. Er würde gern einen Vertrag abschliessen auf ein kommendes Buch. Aber ich hatte zu diesem Zeitpunkt kein kommendes Buch unter der Hand. Erst einige Zeit später, als ich mit «Canto» anfang, habe ich mich wieder bei Piper gemeldet. Dort wollte man mich gleich unter Vertrag nehmen. Da traf ich in Zürich auf der Strasse Max Frisch und erzählte ihm, dass ich einen Vertrag mit Piper unterschreiben würde. Er riet mir, noch zu warten. Ich solle erst die Suhrkamp-Leute sehen, die gerade in der Stadt wären, nämlich Siegfried Unseld und Walter Boehlich. Sie bestellten mich ins Hotel Urban, das es heute nicht mehr gibt, und ich ging dorthin, mit ein paar Entwürfen und einem auf Tonband gesprochenen Text. Ich spielte das Tonband im Hotelzimmer ab und las einige Seiten vor. Das ging etwa eine Stunde. Als ich fertig war, sah ich, wie Unseld fragend zu Boehlich hinüberblickte, und dann nickten die beiden sich zu. Wie lange ich brauchen würde, um das Buch zu schreiben? Sie setzten mir gleich einen Vertrag auf, mit monatlichen Vorauszahlungen, und ich unterschrieb. Das ging blitzartig. Und dann schrieb ich das Buch in nur acht Monaten nieder, in einem fast rauschhaften Zustand. Um so grösser war dann die Enttäuschung, als der Erfolg ausblieb, den sich der Verlag erhofft hatte. Unseld hatte sich ja einen Welterfolg erwartet, wie er mir sagte.

Sie haben bei der Gruppe 47 aus dem Manuskript gelesen. Wie kam es dazu?

Man musste vorgeschlagen sein, und das war ich von Ingeborg Bachmann, von Günter Grass und Martin Walser. Ich stak mitten im «Canto». Unseld riet mir ab. Er sagte: Geh da nicht hin! Es gab da ja diesen berühmten elektrischen Stuhl, und er hat wohl gedacht, es wäre besser, das Buch nicht schon den Wölfen zum Frass vorzuwerfen, bevor es überhaupt erschienen wäre. Aber ich wollte gehen. Ich wollte die Leute sehen, die meine Konkurrenz waren. Einige kannte ich freilich schon von Zürich her. Ingeborg Bachmann kannte ich sehr gut. Ich war keineswegs eingeschüchtert. Im Gegenteil: ich war damals in einer unglaublichen Euphorie. Ich dachte, ich hätte eigentlich keine Konkurrenz. Und das, was ich hörte, beeindruckte mich nicht sonderlich. Die Reaktion auf meine Lesung war dann auch sehr gut. Der Bruch kam erst mit dem grossen Misserfolg von «Canto». Da stürzte ich aus einer gewaltigen Höhe ab. Und es brauchte diese sieben Jahre, um mich wieder in die Literatur zurückzuschreiben. Von da an war mir bewusst, dass ich nicht dazugehörte. Das war das entscheidende Erlebnis bei «Canto». Ich spürte, zwischen mir und der deutschen Literatur klaffte ein Graben, den ich nicht zuschütten konnte. Damit begann, zunächst umständehalber, dann bewusst, meine Aussenseiterexistenz.

Davon ist oft die Rede in Ihren Journalen. Das erste, «Die Innenseite des Mantels», erschien 1995. Inzwischen gibt es drei

weitere Bände, mit Aufzeichnungen aus den sechziger, siebziger und neunziger Jahren. Wie sind die Journale entstanden? Lange Zeit habe ich diese Journale geführt, ohne jeden Gedanken an eine Veröffentlichung. Sie sind wie nebenbei entstanden, vor Arbeitsbeginn oder in der Nacht, unzählige Seiten, ein riesiger Haufen Papier, den ich lange nicht zur Kenntnis nahm. Inzwischen sind mir die Journale sehr wichtig. Sie zeigen die andere Seite meines Schreibens. Ich brauche sehr lange für das Schreiben der Romane, aber diese Aufzeichnungen schrieb ich sehr schnell. Als ich vor zehn Jahren Stadtschreiber in Bergen-Enkheim war, beschloss ich, die Blätter zu sichten und in eine Ordnung zu bringen. Mir zur Seite stand damals Maria Gazzetti, die heute das Literaturhaus in Frankfurt leitet. Die folgenden Bände habe ich gemeinsam mit Wend Kässens zusammengestellt. Allein hätte ich es nicht geschafft. Es gibt ja so viel. Wissen Sie, wir haben jedesmal nur einen Zehntel des Materials veröffentlicht. Es gibt also zehnmal mehr! Wir fingen mit den achtziger Jahren an, weil diese noch nicht so weit zurücklagen. Das hatte ich selber noch einigermaßen im Kopf. Der Verlag reagierte zunächst zurückhaltend. Unseld war sehr skeptisch. Aber nachdem er das Manuskript von «Die Innenseite des Mantels» gelesen hatte, schrieb er mir einen langen Brief, der ungefähr so begann: Dieses Wochenende werde ich nicht so leicht vergessen. – Er hatte angefangen zu lesen, und dann hatte er nicht mehr aufhören können. In diesem Frühjahr ist der vierte Journalband erschienen.

RENATUS DECKERT, geboren 1977, lebt als Essayist und Lyriker in Berlin. Zuletzt erschien von ihm «Das erste Buch. Schriftsteller über ihr literarisches Debüt» (Suhrkamp, 2007).

In bester Form

Das vierte Journal von Paul Nizon

Marcus Jensen

Vier Journalbände von Paul Nizon liegen jetzt vor, jeder umfasst grob gesagt ein Jahrzehnt, und dieser aktuelle, «Die Zettel des Kuriers», der die Neunzigerjahre enthält, ist nicht nur formal der geschlossenste Band, er ist zugleich auch der unbeschwerteste. Nizon erlebte seinen Durchbruch in den Achtzigerjahren, und jetzt tritt das skrupulöse Kreisen um die eigene Autorschaft, das die vorherigen Journale noch ausgiebig thematisieren, die Selbsterschreibung des Schreibenden, diese «One-Man-Show», eher zurück. Die Einträge runden sich zu abgeschlossenen persönlichen Geschichten, zu Kurzessays und scharfen Miniporträts. Glänzend sind die

Nachrufe auf Freunde und Weggefährten. Das Abschreiben alter Stationen in Frankreich, Deutschland und natürlich der Schweiz wird zu geschliffenen Reisebildern und Rückblicken auf die «Felliniwelt» der Kindheit verarbeitet. Nizons Impressionen seiner Wege durch Paris zu seinem Atelier sind solide Episoden, seine faszinierend leichte Art, über Erotik zu schreiben, ist wie immer ein Genuss («*ich bin neuerdings ein Schenkelnarr, müssen Sie wissen*»), und es herrscht eine durchgehend homogene stilistische Musikalität vor. Seine körperliche Schadenmeldung aus dem Jahr 1999 klingt zwar dramatisch; aber erst dadurch ist überhaupt zu spüren, dass siebzig Jahre vergangen sind. In «Die Zettel des Kuriers» steht nicht Leiden im Vordergrund; es dominieren Entspannung und Formenvirtuosität, und so entsteht oft ein präzise verdichteter, informationsgesättigter und, stärker als in den vorigen Bänden, öffentlicher Ton.

Seine körperliche Schaden-
meldung aus dem Jahr 1999
klingt zwar dramatisch.
Doch steht nicht das Leiden
im Vordergrund; es
dominieren Entspannung
und Formenvirtuosität, und
so entsteht oft ein präzise
verdichteter, informations-
gesättigter und, stärker
als in den vorigen Bänden,
öffentlicher Ton.

Ein Ton, den der Autor nicht mehr ausschliesslich zu sich spricht. Zuweilen führt das zu befremdender Sachlichkeit, etwa wenn Nizon das Leben Nabokovs oder Mitterrands memoriert, ohne persönlichen Bezug, als sollte man glauben, er schreibe sich selbst so einen Aufsatz.

Ein typisches Tagebuch waren die Journale ohnehin nie, zumindest nicht diese Zusammenstellung aus weit über zehntausend handschriftlichen Seiten, die er seinem Verlag mit geradezu jugenhafter Begeisterung «zum Ankauf» anpreist. Der Herausgeber Wend Kässens hat viel Spielraum, was die Auswahl aus dem gewaltigen Material angeht. Paul Nizons Journale tragen den Charakter eines unsystematischen, quasi immer wieder unterbrochenen Ansetzens zu einer Autobiographie.

Die eigentlichen Schlüssel-Einblicke sind meist nachträgliche Betrachtungen über Begleiter (geliebt: Elias Canetti, gehasst: Max Frisch); und seine persönlichen Krisenthemen, wie etwa die zerbrochenen Ehen, behandelt er vorsichtig. Seine Sorge, das Journal könnte «als unanständ-

ig empfunden werden», erscheint bei diesem Band grundlos. Nizon mit seinem Wahrheitsethos und der starken Emotionalität schönt seine Umgebung nicht, aber der Eindruck, dass er sie schont, drängt sich auf. Sicher wurde hier vieles weggelassen. Dieses Journal ist frei von Animositäten oder schmutziger Wäsche. Nur Max Frisch etwa erscheint als «*Ratgeberonkel*», und dessen ganz undionysisches Schreiben erfasst Nizon mit dem einen Satz: «*Er war nie ein trunkenes Schiff*.» Hass fehlt – auch Selbsthass. Für seine eigene Person und seine eingestanden Fehler findet Nizon eine maximal tadelnde Bewertung, er schüttelt den Kopf über gewisse frühere Taten («*schockierende, verachtenswerte Selbstsucht*») und malt Bedrückungen nicht konkret aus: «*Bin immer besetzt oder betrübt oder in mir gefangen*.» Seine Selbstbeobachtung gerät nie zu einem explizit misstrauischen Kontrollieren, sie wird erst nach dem Erkenntnisakt notiert; es geht eindeutig um eine literarische Fassung.

Nizon ist ein Meister der Nachbetrachtung, des Mittelbaren. Oft sind die Tageseinträge sichtlich zu lang und zu ruhig, um sofort notiert worden zu sein; oft beginnt er den Tag mit «*neulich*» oder «*gestern*», oder er trägt in Paris «*Jena*» nach. Typisch sind die längeren Erinnerungsschübe, die mit dem Tagesgeschehen nicht viel zu tun haben müssen und die lange Zurückliegende in vollendeter epischer Form wiederbeleben, etwa eine Kurzfassung seines Erwachsenenlebens in Er-Perspektive. Parallel dazu schreibt Nizon über die Entstehung seines Buches «*Hund. Beichte am Mittag*».

Das ist weniger die Erforschung von Subjektivität, sondern deren souveräne Setzung. Glücklicherweise nimmt er keine Pose ein. Vorgeblich ungepanzert zu schreiben, wäre ohnehin ein Widerspruch in sich. Besonders dieser vierte Band ist schon zumindest formal extrovertierter, als es zu Nizons gewissermassen offiziellem Image passen könnte. Gegenüber Dürrenmatts Extrovertiertheit erscheint ihm das eigene Schreiben «*wie ein kaum hörbares Murmeln bis Räuspern*»; zugleich attestiert er seinem früheren Ich («*sich selber fremd wie eine hölzerne Puppe*») eine erhebliche Grossspürigkeit; dann benennt er wieder seine «*genuinen Feinde, die schreckliche Mehrheit auf Erden, die Brauchbaren*», empfindet seine Randstellung im Literaturbetrieb als «*Schamhaltung*» – warnt sich selbst jedoch vor einer «*Innerlichkeitshörigkeit*». Dieses Spannungsfeld zwischen Vorsicht, demonstrativer, recht deutscher Introvertiertheit (in den USA fühlt er sich «*wunderbar leicht ... wie ein ausgenommenes Huhn*») und beeindruckender Spielfreude, wie auch ironischem Selbstbewusstsein macht den unverwechselbaren Reiz der Journale aus.

Paul Nizon: «Die Zettel des Kuriers. Journal 1990–1999», herausgegeben von Wend Kässens. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2008.

MARCUS JENSEN, geboren 1967, lebt als Schriftsteller und Lektor in Berlin (www.marcusjensen.de).